Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 27. Juli 1916

Der heulende Hecht.

Eine Fischgeschichte von Georg Luck.

Es gab in unserm schweizer Kurhaus jedesmal einen kleinen Auflauf, wenn Herr Nikolaus Grantiger, genannt der Oberbetriebsinspektor, zum Fischen auszog Wie Herr Grantiger zu diesem vertrauenerweckenden Zunamen „der Oberbetriebsinspektor" gekommen, ist nicht ohne weiteres klar. Es scheint allerdings, daß er in jüngern Jahren in irgend einer ausländischen Eisenbahnverwaltung eine höhere Beamtung bekleidet hatte. In den letzten zwanzig Jahren aber, die Herr Grantiger als wohlhabender Junggeselle, Kurgast und Sportsfischer in möglichst angenehmer Weise in verschiedenen Kurorten der Schweiz und der anstoßenden Landstriche verbracht hatte, war sein Dasein von keinerlei Arbeitspflichten mehr beschwert. Da er jedoch, ein neuer Falstaff, trotz seiner Körperfülle ein ungemein belebendes Element war und überall, wo er nur hintam, durch seine Späße und Schnurren „Betrieb in die Bude" brachte, so war ihm jener Uebername in doppelter Bedeutung treugeblieben, und er ließ sich von seinen Freunden und Bekannten unter gutmütigem Knurren mit Herr Oberbetriebschef oder Oberbetriebsinspektor anulken. . .

In dem reizend gelegenen Kurhaus, wo ich ihn kennen lernte, war er schon seit mehr als fünfzehn Jahren jeweilen im Spätsommer abgestiegen, um für einige Wochen an dem gutbevölkerten Forellenbache, der zum Hotel gehörte, der Sportfischerei obzuliegen. Er hatte da immer das gleiche Zimmer im ersten Stock und den gleichen Fensterplatz im Speisesaal ersessen. Von Wirt und Personal wurde er mehr oder weniger als altes, aber nicht immer sehr bequemes Inventarstück betrachtet. Denn wenn er nicht gerade fischen ging oder nicht in der Dorfkneipe saß, so trieb er sich, namentlich bei Regenwetter, wie eine pustende Dampfwalze den ganzen Tag im Haus herum, plagte die Dienstboten, erzählte den alten Damen die unglaublichsten Schauergeschichten und schimpfte zuweilen auch über die Hotelküche, die Bedienung und allerlei andere ironische Unzulänglichkeiten. Hin und wieder gab es auch einen kleinen Auftritt mit dem Wirt, der es indes meisterhaft verstand, die unendlichen Beschwerden Grantigers mit einem fröhlichen Scherzwort abzutun; er kannte seinen Pappenheimer und wußte, daß er schon unter seinem Vater und Vorgänger über das „miserable Essen und die noch viel miserablere Bedienung" gewettert hatte und doch jedes Spätjahr mit der Pünktlichkeit eines Steuereinziehers immer wieder erschienen war.

Bald lernten ihn auch die neuen Gäste richtig einschätzen und ergötzten sich höchstens über seine Kempeleien und noch mehr über die drolligen Geschichten, die er in wohlgelaunten Stunden zum Besten gab. Sie ließen sich zum zwanzigsten und einundzwanzigsten Mal von dem heulenden Hecht erzählen, der im Mühlenteich dunten am Dorfwald sein gespenstisches Wesen treiben sollte. Jedesmal, wenn schlechtes Wetter komme, höre man ihn heulen und bellen, so erzählte Grantiger allen, die es hören wollten. Bald war dieser heulende Hecht gewissermaßen eine mythische Persönlichkeit, die jeden Augenblick in den Gartenbänken auftauchte, wie etwa die berühmte Seeschlange oder das Ungeheuer im Pilatussee. Es handle sich um den bösen Geist eines ungetreuen Müllers oder eines Fischefrevlers, fügte der Oberbetriebsinspektor geheimnisvoll hinzu, jedenfalls sei er ein uralter, sündengrauer Kerl.

„Gestern abend hat man ihn wieder gehört, den heulenden Hecht, heute abend oder spätestens morgen früh gibt's demnach wieder Regen, also muß ich heute noch auf die Forellenjagd", hieß es dann gelegentlich beim Frühstück, und das war dann jedesmal ein kleines Ereignis in unserm sonst so stillen Kurhaus. Es bedeutete zunächst, daß Herr Grantiger schon um halb elf Uhr zu Mittag essen wollte, und daß um elf Uhr zwei Buben aus dem Dorfe am Haupteingang bereit sein mußten, um dem berühmten Sportfischer das Fischereigerät, den blechernen Fischkasten und ein opulentes „Frühstück" mit einigen Flaschen nachzutragen. Und wehe, wenn etwas nicht klappte! Vom Hotelier und Küchenchef bis herunter zum Zimmermädchen und Chasseur geriet daher alles in eine gelinde Aufregung, wenn Herr Grantiger zum Fischen ausrücken wollte. Gewöhnlich hatte er auch noch einen oder mehrere Mitgäste zur Begleitung eingeladen, die nun ihrerseits auch noch nach Kräften zu dem allgemeinen Auflauf beitrugen.

Eines Tages zog auch ich mit ihm hinaus durch den halm- und kornblumenumrankten Feldweg nach dem stillen Waldbach, dessen Forellen einen so geschätzten Bestandteil unseres Sonntagsmenus bildeten. Unterwegs versuchte Herr Grantiger, so gut es seine Kurzatmigkeit erlaubte, mich in die Geheimnisse der „Mückenfischerei" einzuweihen.

„Die Mücke, da ist das einzig Wahre. Das allein ist Sport! Gar nicht zu vergleichen mit der armseligen Wurmfischerei, die nebenbei eine Grausamkeit und eine Schweinerei ist! Denken Sie nur, wie das arme Tier, der angespießte Wurm an der Angel sich dreht und windet! Und dann die schmutzigen Finger, die man dabei bekommt! Bei der Mücke dagegen ist alles sauber und elegant, sportmäßig mit einem Wort! Mückenfischerei ist aber nicht nur ein Sport, sondern auch eine Kunst, die man nur durch Erfahrung und langjährige Uebung sich vollkommen aneignen kann."

„Sie brauchen mindestens zwei Jahre dazu", fügte er nach einer längern Atmungspause hinzu. „Vor allem müssen Sie genau beobachten, welche Art von Mücken oder Fliegen den Bachlauf, an dem Sie fischen wollen, sich zum Tummelplatz erkoren hat. Manchmal sind es graue, manchmal grüne oder rötliche Mücken. Alle Farben und Schattierungen kommen vor und wechseln oft von einem Tag zum andern. Und von jeder Sorte müssen Sie eine künstliche Mücke in Ihrem Etui haben."

Und dabei zeigte er mir seine wohlassortierte Sammlung von etwa zwanzig aus Härchen und Federchen fein nachgeahnte Mücken mit dem nadelspitzen versteckten Angelhäkelchen darin.

„Ich beziehe meine Mücken immer direkt aus England, trotz dem Krieg. Und auch die Angelrute ist englisches Fabrikat. Sie kostet mich sechs Pfund, mit Fracht und Zoll etwa 160 Franken. Aber sehen Sie, wie leicht und elegant und doch haltbar das alles gearbeitet ist! Qualitätsware durch und durch! Vor dem Kriege war ich auch Mitglied des englischen „Fishing Club", der im Schwarzwald, im Bad Boll, seinen Sitz und dort eines der besten Forellenwasser Europas gepachtet hatte. Der Jahresbeitrag war aber auch danach: Fr. 125. Ja, der Angelsport ist durchaus kein billiges Vergnügen, auch in der Schweiz muß man jetzt für den Kilometer eines guten Forellenbaches jährlich Fr. 100 bis Fr. 200 Pachtzins rechnen. Eine Sportfischgesellschaft, der ich seit Jahren angehörte, bezahlt für einen etwa zehn Kilometer langen Bach rund Fr. 1000. Da kommt mich jeder Fisch, ob groß oder klein, auf mindestens Fr. 10 zu stehen!"

Unter solchem Geplauder, das vielleicht zeitweise etwas ans Fischerlatein streifen mochte, hatten wir das stille Waldtal erreicht, und Herr Grantiger begann im Schatten einer alten Eiche mit großer Umständlichkeit sein Angelzeug in Ordnung zu bringen. Die beiden Tragbuben und meine Wenigkeit erhielten dabei die schärfsten Maßregeln, die darin gipfelten, ja nie vorauszueilen, sondern immer möglichst geräuschlos hinter ihm herzugehen, und zwar immer so, daß niemals unsere Schatten ins Wasser falle.

„Wissen Sie, beim Fischen, da verstehe ich keinen Spaß," fügte er mit gewaltigem Stirnrunzeln hinzu. „Da verlange ich unbedingten Gehorsam! Entweder man fischt, und dann wird nicht gebummelt, oder man bummelt, und dann ist's kein Fischen mehr!"

Mit dieser tiefsinnigen Belehrung begann er seine Hantierungen und ließ die künstliche Mücke mit elegantem Schwunge ins murmelnde Wasser fallen und ein Stück weit darin treiben, um sie sogleich wieder herauszuziehen und sie immer wieder auszuwerfen.

„Das muß man im Handgelenk haben", belehrte er mich. „Die Hauptsache ist, daß die Mücke möglichst senkrecht ins Wasser fällt, ganz genau, wie wenn eine wirkliche Mücke ohnmächtig wird und ins Wasser stürzt, den hungrig lauernden Forellen zum Fraß. Dieser Schwung aber erfordert jahrelange Uebung!"

Von Zeit zu Zeit warf er nun wirklich mit mehr Behendigkeit, als man seiner umfangreichen Leiblichkeit zugetraut hätte, etwas Zappelndes und Glitzerndes ins Wiesengras heraus. Jedesmal stürzten sich dann die beiden Buben wie die Sperber darauf, um den Fisch von der Angel zu lösen und in dem mit Wasser gefüllten blechernen Fischbehälter unterzubringen. Vorher aber mußten sie jeweilen den zappelnden Fang dem „Oberbetriebsinspektor" zur Kontrolle vorlegen, und wenn der Fisch nach oberflächlicher Schätzung weniger als zwanzig Zentimeter in der Länge maß, wurde er großmütig der kühlen Flut zurückgegeben.

„Ich halte stets darauf, daß man auch bei Fischen streng weidgerecht verfahre", erklärte mir Herr Grantiger mit gewichtiger Miene.

Die Hauptsache aber war ihm bei dem ganzen Verfahren, daß er ja nie sich zu bücken genötigt war; denn das Bücken war entschieden die schwache Seite seiner überbehäbigen Falstaff-Statur.

Nachdem er etwa anderhalb Stunden fleißig gefischt hatte, erklärte er, der erst vor zwei Stunden Haut und Balg vollgegessen hatte, erhalte es vor Hunger nicht mehr aus und wolle eine längere Pause machen, damit auch die Fische ruhig zu Mittag essen können. Unter Pusten und Keuchen kletterte er den steilen Wiesenhang nach einem schattigen Waldwinkel empor, hinter ihm die beiden Jünglinge, von denen der eine Herrn Grantigers zweites Mittagessen im Rucksack trug. Schlaraffisch zwischen zwei jungen Burschen hingelagert und von Mundschenk und Truchseß rechts und links bedient, ließ er sich das Picknick so herrlich munden, als ob er acht Tage nichts rechtes mehr unter die Zähne bekommen hätte. Ich aber verabschiedete mich, um auf einem stillen Waldweg nach Hause zu wandern.

„Grüßen Sie mir unsere gutgläubigen Hotelgrazien", rief er mir nach, „und sagen Sie ihnen, daß ich auf dem Heimweg auch noch dem heulenden Hecht im Mühlenteich einen Besuch abstatten werde. Vielleicht gelingt es mir diesmal, ihn zu fangen".

*

Es folgte ein stiller, mit schweren Wolken tief verhängter Nachmittag und ein schwüler Abend mit Wetterleuchten und fernem Donnerrollen über dem See.

Zur Abendtafel war Herr Grantiger ganz gegen seine Gewohnheit nicht eingetroffen. Seine beiden Begleitbuben waren gegen 6 Uhr mit den Fischen und dem leeren Rucksack allein zurückgekehrt und berichteten, Herr Grantiger habe nach dem Mittagessen bis gegen Abend geschlafen und geschwitzt. Dann sei er erwacht und habe sie nach Hause geschickt, mit der Bemerkung, er sei inwendig ganz ausgehöhlt vor Hunger und Durst und wolle noch im Dorfwirtshaus ein Krüglein Bier benehmigen. Hernach werde er auf dem Heimweg aus dem Mühlenteich noch schnell den heulenden Hecht mitnehmen. Dieser werde sich heute abend wohl wieder hören lassen, da offenbar ein Donnerwetter im Anzug sei.

Nach dem Nachtessen war sozusagen die ganze Kurgesellschaft vor dem Hotel unter den Platanen versammelt, um die Frösche quaken zu hören, die sehr problematische Abendkühle zu genießen und den boshaft singenden Mücken, die in ganzen Scharen vom Mühlenteich herüberschwärmten, mit Tabakrauch und Taschentüchern eine erbitterte Schlacht zu liefern.

„Wo mag nur der Oberbetriebsinspektor stecken?" fragte man da und dort an den kleinen Tischen. Denn Herr Grantiger hatte sich als Spaßmacher und Geschichtenerzähler doch einigermaßen unentbehrlich zu machen verstanden. Das merkte man aber erst, wenn er fehlte. Eben hatten die Feierabendglocken im nahen Dorfkirchlein ausgeklungen, als sich durch die sinkende Nacht vom Mühlenteich her ein unheimliches Heulen und Brüllen erhob. Ein langgezogenes Ohohoho! erscholl jämmerlich heftig anschwellend und dann wieder leis verklagend durch die Abendstille. So drei-, vier-, fünfmal nacheinander.

„Ist das nicht der heulende Hecht — so hört doch!" rief es halb lachend, halb ängstlich verwundert durcheinander und wie auf ein verabredetes Zeichen lief die ganze Gesellschaft den Wiesenweg hinunter nach der Mühle zu, von der das Ohohoho immer deutlicher und immer trübseliger uns entgegenklang.

Bald mischten sich laute Männerstimmen in das Klagelied und der Schein einer Laterne bewegte sich zwischen dem Dunkel der Weiden am Teiche.

„Er lebt noch!" schrie man uns entgegen, als wir den Schauplatz dieser nächtlichen Szene betraten. „Wer er?" fragte man aus unserer Schar, „der heulende Hecht?"

Auf dem Uferbord aber lag zwischen zwei Müllerknechten im ungewissen Schein einer alten Stallaterne ein prustendes, platscherndes, pudelnasses Ungeheuer, das viel mehr Aehnlichkeit mit Herrn Grantiger als mit irgend einem der ständigen Bewohner des Wasserreiches aufwies.

In der Tat, er war es selber, der Oberbetriebsinspektor, naß bis auf die Knochen, über und über voll Schlamm und Schmutz, aber sonst wohl und munter, wie er sogleich durch ein kernhaftes Donnerwetter von Flüchen und Verwünschungen mit allem Nachdruck bewies.

Er war, wie aus seiner noch etwas unzusammenhängenden und durch häufige Kraftworte über die elenden Wegverhältnisse dieser Gegend gewürzten Erzählung hervorging, auf dem Heimweg an der Mühle vorbei in der Dunkelheit über einen Weidenstrunk gestolpert und an der abschüssigen Stelle kopfvoran in den Teich hineingepurzelt. Glücklicherweise hatten die beiden Müllerknechte den Plumps und das Angstgeschrei sofort gehört und die zweieinhalb Zentner schwere „Wasserleiche" nicht ohne beträchtliche Mühe mit Stangen und Feuerhaken glücklich ans Land gezogen.

Von diesem Tage an erzählte Herr Grantiger das Märchen vom heulenden Hecht nicht mehr. Im Gegenteil, er wurde jedesmal wütend, wenn von anderer Seite auch nur mit dem leisesten Wörtchen daran erinnert wurde.

Ostpreußische Heimatklänge

Von Agnes Harder.

Am Abend bin ich in Königsberg angekommen. Das Fremdenheim liegt zufällig dicht neben der Tragheimer Kirche, in der ich getauft bin. Ich habe manche Stunde schlagen hören, und es war kein Wunder, daß ein langer Zug von Erinnerungen an mir vorbeizog. Am lebhaftesten waren natürlich die, die mir nur das Wort übermittelt hatte. Ich war in der Judenstraße geboren, die man jetzt, nach der Kürassierkaserne Wrangelstraße genannt hat. Meine jungen Eltern besaßen einen ungewöhnlich schönen Pudel, Cato, der ein Feind der Kürassiere war und sie wütend anfiel, wo er sie sah. Eines Morgens fanden meine Eltern ihn erschlagen und mit den Pfoten an ihre Tür genagelt, als sei er gekreuzigt. Auch diesen niegesehenen Cato brachte mir der Stundenschlag der Uhr an meiner Taufkirche zurück.

Am nächsten Morgen ging ich von dem Tragheim in den Kneiphof. Königsberg hat die alte Bezeichnung der Stadtteile bewahrt. Man hat in der Königsstadt zu tun, oder in der Altstadt, auf dem Haberberg, oder dem Steindamm, worunter ganze Viertel verstanden werden. Ist der Tragheim mit seinen Nebengassen für einfache Gemüter schon überwältigend, so wirkt der Kneiphof mit seinem Gewirr ganz und gar entmutigend. Oben sind hin und wieder noch neue Straßen durchgebrochen. Unten aber drängt und schiebt sich alles um den Dorn. Wer die verschiedenen Stile, die verschiedene Größe und Ansehnlichkeit der Bauten dieser Gegend schildern will, muß an den himmlischen Vater selbst denken, der regnen läßt über Böse und Gute, über Gerechte und Ungerechte. Und doch fühlt sich der geborene Königsberger gerade in dem Gassengewirr der ehemaligen Festung viel wohler als in den breitausladenden Gartenvorstädten, die entstanden, seit die Wälle fielen. Auch gibt es zwei Pole, nach denen sich der Suchende richten kann, das Schloß und den Pregel. Aufatmend stand ich an jenem ersten der drei Besorgungstage, die ich für mein Teil in Besuchstage umwandelte, am Schloß. Nun fand ich mich zurecht. Ich ging durch den geliebten Schloßhof und grüßte nach dem ältesten Erker hinauf. Ob wohl Georg Wilhelm, der Vater des Großen Kurfürsten, in jenem Flügel gewohnt hatte? Während des Dreißigjährigen Krieges siedelte er nach Ostpreußen über, jagte Elche in Georgswalde im Samland, das ihm seinen Namen verdankt, und in Großraum bei Königsberg, und hatte gegen die Politik jener Tage eine leider berechtigte Abneigung. An der Wache vorbei geht es dann durch einen unergründlichen Schmutz über die Schmiedebrücke nach dem Kneiphof.

Von der Schmiedebrücke hat man den besten Umblick im alten Königsberg. Rechts, hinter der Krämerbrücke, die Speicher der Lastadie, die Wahrzeichen des Getreidehandels, der zugleich mit dem Holzhandel Königsberg groß machte. Hohe Fachwerkbauten, einer am anderen. Von der Krämerbrücke bis zur Schmiedebrücke ist das eine Ufer der Fischmarkt, das andere der „Kunstmarkt"; jetzt sagen Feine der „Kohlmarkt". Aber der alte Provinzialismus ist sogar in die Kunstsprache gedrungen. Das undurchsichtige, höher geschätzte Bernstein heißt „kunstfarbiger".

Links von der Schmiedebrücke liegen jedem ostpreußischen Herzen teure Häuser. Ein alter, brauner, gichtbrüchiger Kasten, mit unregelmäßigen, kleinen Fenstern und verrutschtem Ziegeldach: die alte Universität. Erst denke ich immer daran, daß mein Vater sie besuchte — wo ist der Student, der sich heute noch mit der Universität seiner Heimatprovinz begnügte? — aber ganz rasch, um unseren Nationalheiligen nicht zu kränken, gebe ich dann Kant die Ehre, die ihm gebührt. Das Haus, in dem er wohnte, ist abgebrochen. Aber die alte Universität, die jetzt Bibliothek ist, wird man ihm zu Ehren wohl erhalten. Dicht dabei, in einer äußeren Domkapelle, ist er auch begraben, seinen schönen Spruch vom „gestirnten Himmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir" zu Häupten. Der Platz hinter dem Dom ist der Auslauf für die Schüler des Kneiphöfischen Gymnasiums daneben. Kant mag sie oft genug lärmen hören in seiner Gruft. Aber den Spruch nehmen sie alle mit hinaus ins Leben, oft unbewußt, bis Zeiten, wie die unsere, ihn plötzlich bewußt machen; und nicht nur für Königsberg, wenn er da auch in diesem Krieg am nötigsten gebraucht wurde.

Denn wohin ich in diesen meinen Freundestagen auch komme, ob in das Dichterstübchen Agnes Miegels, das auch im Banne des Domes liegt, ob in das alte, vornehme Familienstift in der Königsstadt, ob wirklich zu Besorgungen in die großen, alten Geschäfte, aus denen aller Glanz meiner Jugend in die kleinen Städte der Provinz kam, in die mich dann die typische preußische Beamtenlaufbahn des Vaters abwechselnd verschlug, bis sie in Königsberg wieder endigte, überall fühle ich — so nah wie hier war ich dem Kriege nirgends. Während der Rausch der großen Siege im Westen wochenlang über Berlin lagerte, ist in Königsberg vor Tannenberg keine Fahne rausgehängt worden. Wie einen Heimatkrieg hat Ostpreußen diesen Krieg genommen, mit seinem Leid und seinem Sieg. Während die westlichen Siegesnachrichten ausgerufen wurden, spähte man nach dem Rauch brennender Dörfer, empfing man Flüchtlinge, weinte über Gemordete. Denn diesen Stachel im Schmerz kennen ja nur die, deren Verwandte in den kleinen Städten hinter Königsberg wohnten, deren Namen mir so vertraut sind. „Mein Bruder ist gefallen!" Bei allem Schmerz keine Verzweiflung. Aber: „Mein Bruder ist gemordet, meine Mutter, die über Siebzig ist, haben die Russen verschleppt, nach Astrachan" — und aus den Worten klingt es schon, daß dieses Herz nie mehr Ruhe findet. Wenigstens paßt sich das äußere Bild dem inneren an. In dem sonst sehr eleganten Königsberg ist man einfach geworden. Wer die alte Modetorheit mitmachte, läßt sie und stürzt sich nicht sogleich in eine neue. Die Schauspielerinnen traten ruhig in engen Röcken auf!

Zwar ist das große Stadttheater, und damit auch die Oper, Lazarett geworden. Man kommt nicht ganz um das Gefühl hinweg: aus Sparsamkeit! Arme Künstler! Aber das sogenannte „Neue Schauspielhaus" und der Prachtbau des Louisentheaters, der Operette geweiht, sind offen. Ich besuche sie beide, mit der Unternehmungslust des Zufallsreisenden, der in der Fremde aufsucht, was er daheim im Ueberfluß hat, genieße die „Komödie der Worte" und teile für Augenblicke die Freude am „Juxbaron". Beide Theater sind ganz voll, in der Operette ist feldgrau Trumpf. Neben mir sitzt ein junger Mensch, dem nur der Krieg und die Uniform die Bekanntschaft mit der Operette vermitteln. Was für eine Freude bereitet ihm „Blaukehlchen", der stürmisch umjubelte Liebling des Publikums!

Wie wird unser Volk jetzt durcheinandergerüttelt, was bekommt es zu sehen, zu hören! Fast sind die Zeiten der Kreuzzüge zurückgekehrt. Und wie sorgt einer für den andern! Im Empfangsraum des großen Grammophongeschäfts sitzt ein höherer Offizier und sucht Platten aus für den Apparat, der seinem Regiment, draußen an der Front, gehört. Das Allerschönste sollen die Leute im Unterstand hören. Mehreres hat er schon abgewiesen, als zu weichlich. Die Sehnsucht soll nicht mehr als nötig geweckt werden. Da klingt es ihm marschartig entgegen: „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier, die waren in Rußland gefangen!" Er nickt beifällig. „Das nehmen wir, Fräulein, das hat Kraft." Die Verkäuferin will Einwendungen machen. Aber der Offizier wehrt ab. Kennt er das Lied leidenschaftlicher Anhänglichkeit an Napoleon nicht — oder denkt er, daß es nur auf die Treue ankommt?

Immer wieder zieht es mich zu einer der Pregelbrücken. Das gurgelnde Wasser ist gelb und schmutzig. Hoch, bis fast unter die Holzbreiter der Brücke reicht es herauf. An den Ufern liegen dicht aneinander die Kähne im Winterhafen. Recht eigentlich der Pregel hat der Provinz zu ihrer Größe geholfen. Wahrlich, kein Strom, der neben Weichsel und Memel zu nennen wäre! Aber für die Verhältnisse dieses östlichen Vorwerkes gerade das Richtige. Wieviel Holz, wieviel Getreideschiffe sind ihn hinaufgezogen in den letzten fünfhundert Jahren! Der Pregel und die Fachwerkspeicher der Lastadie verstehen sich wohl. Sie kennen beide die Vergangenheit, sie hoffen beide auf die Zukunft. Denn von veränderten Grenzen nach einem siegreichen Frieden würde Königsberg in erster Linie Nutzen ziehen.

Abends sitzt man im „Blutgericht", der alten Folterkammer im Schloß, einer bürgerlichen, guten Weinstube. Vom Schloßhof steigt man herunter in die Tiefe. Auch das „Blutgericht" ist feldgrau, vor allem heute, wo oben Truppenvereidigung war; junge Gesichter neben recht gereiften, bärtigen, wie es eben kam. Die Fässer sind in die schimmeligen Wände eingelassen, die Luft ist angenehm „historisch", und junge Küfer, die noch nicht das Maß haben, bedienen. Es gibt die Tageskarte und frische Austern, die herrlich nach dem Meer duften. Aber der Kaviar ist seit kurzem ausgegangen. Armes Deutschland! Welche Entbehrungen werden dir auferlegt! Immerhin, auch ohne Kaviar, sitzt man in einem Erdenwinkel, der zu dem russischen Reich in recht engen Beziehungen stand. Einige Stockwerke über dem „Blutgericht" liegt der große Moskowitersaal, dessen langes hölzernes Tonnengewölbe auf manch trunkfestes Gelage herabgesehen hat. Auch die Erinnerung an die drei Jahre russischer Herrschaft zur Zeit des Siebenjährigen Krieges kommt bei dem herben Ungarwein, kommt und geht. Große Zeiten und alte Stätten können auch Erinnerungen wecken. Es bedarf nicht immer der Uhr der Taufkirche.

Die schlägt mir jetzt zum letzten Male. Es gibt wenig Ruhe. Neben mir liegen Soldaten im Quartier. Die Inhaberin des Fremdenheims hat sie eben aufnehmen müssen. In dieser Nacht rücken sie aus, und jetzt striegeln sie ihre Sachen. Ganz gleichmäßig, wie es der Schlaflosen scheint, stundenlang. Immer der gleiche Strich, den die Stille der Nacht wiedergibt. Da ist plötzlich wieder der Offizier in der Straße, den ich im Vorbeigehen sagen hörte: „Man mußte in Ostpreußen an ihn denken, er führte bei Tannenberg —"; da grüßt der griechenfrohe Professor, dem Königsberg sein Schillerdenkmal verdankt, und der seit Kriegsausbruch als Major Dienste tut und täglich pünktlich die „schwarze Suppe" seiner Spartaner abschmeckt; da lacht der Leutnant mit dem Kindergesicht, der so glücklich über sein künstliches Bein ist — o Heimat! Heimat!

— Beruhigung. Hotel-Gast: „Hier sind ja unzählige Wanzen im Bett, und man hat mir doch versichert, daß das Bett wanzenfrei wäre."

Hausdiener: „Ja, im Bett nisten se ooch nich, die wer'n woll aus der Tapete gekommen sein."

— Unbewußte Selbstkritik. A.: Dem Schulze muß es doch sehr schlecht gehen!

B.: Wieso?

A.: Er hat mich in der vorigen Woche dreimal aufgefordert, ihm die hundert Dollars wiederzugeben, die er mir vor sechs Monaten geborgt hat!

— Alles umsonst. „Nun, wie weit bist Du denn mit dem jungen Buchhändler, für den Du Dich so stark interessierst?"

„Ach, das ist ein entsetzlicher Stockfisch! Bis heute habe ich bereits vier Liebesbriefsteller, zwei Kochbücher, drei Bände „Die Kunst, einen guten Mann zu bekommen" und das Werk „Das Weib als Gattin und Mutter" in Lieferungen gekauft, aber glaubst Du, er merkt etwas?'